

Santorin : die Insel der Glücklichen

Autor(en): **Senn, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 41

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648238>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bornehm und Gering, ohne Rücksicht auf Stand, Amt und Würde, wünschte Rollen zu erhalten und „zu Gottes Ehre“ mitzuspielen. Merkwürdigerweise waren die Rollen der Teufel am gesuchtesten. Meistens gelang es nur hochstehenden, einflussreichen Personen, wie etwa den Mitgliedern der Regierung oder des Großen Rates, dieselben zu erhalten und den Teufel zu spielen. Darüber gab es oft Streitigkeiten, daß sich der „Regent“ (Direktor des Schauspiels) nicht anders zu helfen wußte, als die Regierung anzugehen, die dann einschritt. So kam unter anderem folgende Bitte vor: „Herr Rathsherr Rabenhofer bittet meine gnädigen Herren um den Tüfelstand, sig es der oder ein anderer (d. h. dieser oder jener Teufel), Ist ihm hirmit bewilligt In Ansehn seiner Person.“

Während man anfänglich mit einem Teufel auskam, wurde später, um viele Bornehme, besonders regierende Herren, bei denselben unterzubringen, ihre Zahl bis auf zehn vermehrt, deren Namen Luzifer, Bürklin, Brandlin, Glibglaß, Beelzebub, Astarok, Fäderwüschli usw. lauteten. Die Rollen des Teufels waren übrigens nicht umsonst gesucht. Sie hatten das schönste Leben während des Stückes und wurden am reichlichsten mit Speise und Trank versehen, was die diesbezüglichen Rechnungen beweisen. „In die Hölle gekocht für 38 Gulden 20 Schilling; dazu für Pasteten und Hypokras 7 Gulden.“

Die Abstellung der Komödien dauerte aber nicht lange in

Bern, denn bereits im Jahre 1708 wurde wieder geübt, um im Münster ein Stück aufzuführen. Diesmal ging es aber zart zu, höchst unschuldige und gutmütige Politik wurde vorgebracht — das Stück sollte „bloß zu Lob, Ehr und Preis des Vaterlandes und der väterlichen Regierung“ sein.

In dieser Weise war das handschriftlich noch vorhandene Schauspiel „Helvetischer Zant-Apfel, vorstellende in einem Streit-Diskours die Glückseligkeit unseres Schweizerlandes gegen übrige Landschaften, öffentlich präsentiert den 3. Stbr. 1708 in dem großen Münster zu Bern.“ Der Inhalt dieser Dichtung ist folgender:

Zu Solon kommt ein Jude und erzählt ihm, er habe einen goldenen Apfel, der für den „Repräsentanten aller Völker des Erdbodens“ bestimmt sei, und dessen Volk das glücklichste sei. Auf den Wunsch des Juden stellt Solon ein Gericht auf, vor dem erstmals die vier Weltteile erscheinen. Europa, im Besitz der ausgezeichneten Eigenschaften, gewinnt den Preis, der nunmehr noch dem glücklichsten Volk zukommen soll.

Wie in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ werden verschlossene Schachteln gezogen, und siehe da: der Schweizer findet in der feinigsten den goldenen Apfel, den er jedoch nicht, wie ein „aufgepußter Advokat“ wünscht, den Damen, sondern der hohen Obrigkeit von Bern gibt, — „der hier auf männiglich felicitirt“.

SANTORIN

Die Insel der Glücklichen

Thera (Santorin) die südlichste Insel der griechischen Zykaden, bildet mit Therasia und einigen Klippen einen Inselring, der die Ruine eines mächtigen Vulkans ist. Bei dessen Zerstörung hat sich in seine Mitte ein 11 km langes und bis 390 m tiefes Meeresbecken eingesenkt, zu dem die nach außen sanft abfallende Insel mit 200 bis 400 m hohen Felswänden fast senkrecht abstürzt. Bei jener Katastrophe, die um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. erfolgte, wurden die aus Lava und Luff aufgebauten Inseln von einer mächtigen Bimssteinschicht überschüttet und die Siedlungen der mykenischen Kultur darunter begraben. Die vulkanische Tätigkeit ist noch nicht erloschen. Aus dem Innenmeer stieg in den Kaymeni-Inseln ein neuer Vulkan über den Meerespiegel empor, der in geschichtlicher Zeit wiederholt tätig gewesen ist, zuletzt 1925. Die Insel ist infolge Wassermangels völlig baumlos. Dagegen gedeiht ausgezeichnet Wein. Die Insel Thera (Santorin) ist 75 km² groß und zählte im Jahre 1928 rund 9900 Einwohner.

Athen war immer eines meiner Reiseziele gewesen. Nun saß ich da und — schon sehnte ich mich nach neuen Zielen. So ist der Mensch. Mit der Straßenbahn fahre ich vom Zentrum Athens nach der Hafensstadt Piräus hinunter, bummle hier dem Kai entlang und finde zwischen zwei englischen Frachtdampfern das Postschiff, welches den Kurs nach den Zykaden besorgt. Ich steige ein, und bald lichtet das Schiff den Anker. Hätte ich rechtzeitig gewußt, daß mit den Passagieren 200 Schafe transportiert werden, hätte ich wahrscheinlich auf die sofortige Ueberfahrt verzichtet. Doch, man gewöhnt sich ja an alles.

Abends, beim herrlichsten Sonnenuntergang, fahren wir an golden aufleuchtenden Felsenklippen vorbei. Die ewige Akropolis steht wie eine Fata morgana auf dem Felsenhügel. Langsam wird es Nacht. Frauen und Kinder auf Deck schlafen unter Wolldecken, und die Männer sitzen drinnen an der Wärme und spielen um klingende Drachmen. Mit dem Steward steige ich hinunter in meine Kabine, wo wir bis nach Mitternacht schwatzen und eine Flasche Soda nach der andern trinken.

Durch das Bullauge meiner Kabine grüßt schon der lichte Tag herein, als ich mich anleide und auf Deck steige. In der Ferne erscheint schwarz wie ein Stück Kohle unsere Insel Santorin. Tiefblau ist das Meer. Schon umfahren unser Schiff eine Menge kleiner Schaluppen mit brüllenden Männern. Alle wollen Fahrgäste an Land setzen, alle wollen Drachmen verdienen. Raum an Land, bin ich schon von 20 Eseltreibern umringt. Wie aus einem Schwarm Mücken entfliehe ich den schnatternden Männern, und in einem Seitengäßchen werde ich mit einem jungen Santoriner für 25 Drachmen handelseinig, der mich auf den Berg hinaufbringt. Im Zickzack geht es dem Städtchen zu, das sich wie Schnee vom tiefblauen Himmel abhebt.

Auf Reisen lernt man immer etwas. Auch Menschen kennen. Mit einer ältern Insulanerin und ihrem schwarzbärtigen Gespons werde ich handelseinig für Zimmer und Kost. Den halben Vormittag verbringe ich auf dem Balkon und wärme mich an der Sonne. Dann streiche ich in den Gassen umher, kehre zurück und verlange das Mittagessen. Der bärtige Mann serviert mir die Suppe, sehr dünn, einen kleinen Fisch und ein Stück Brot.

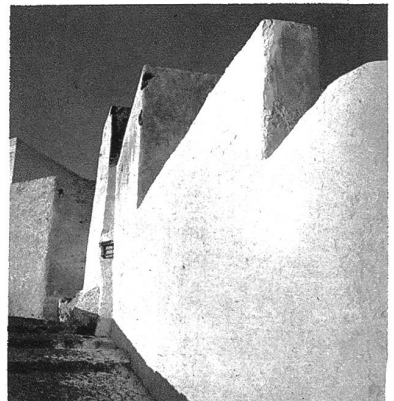


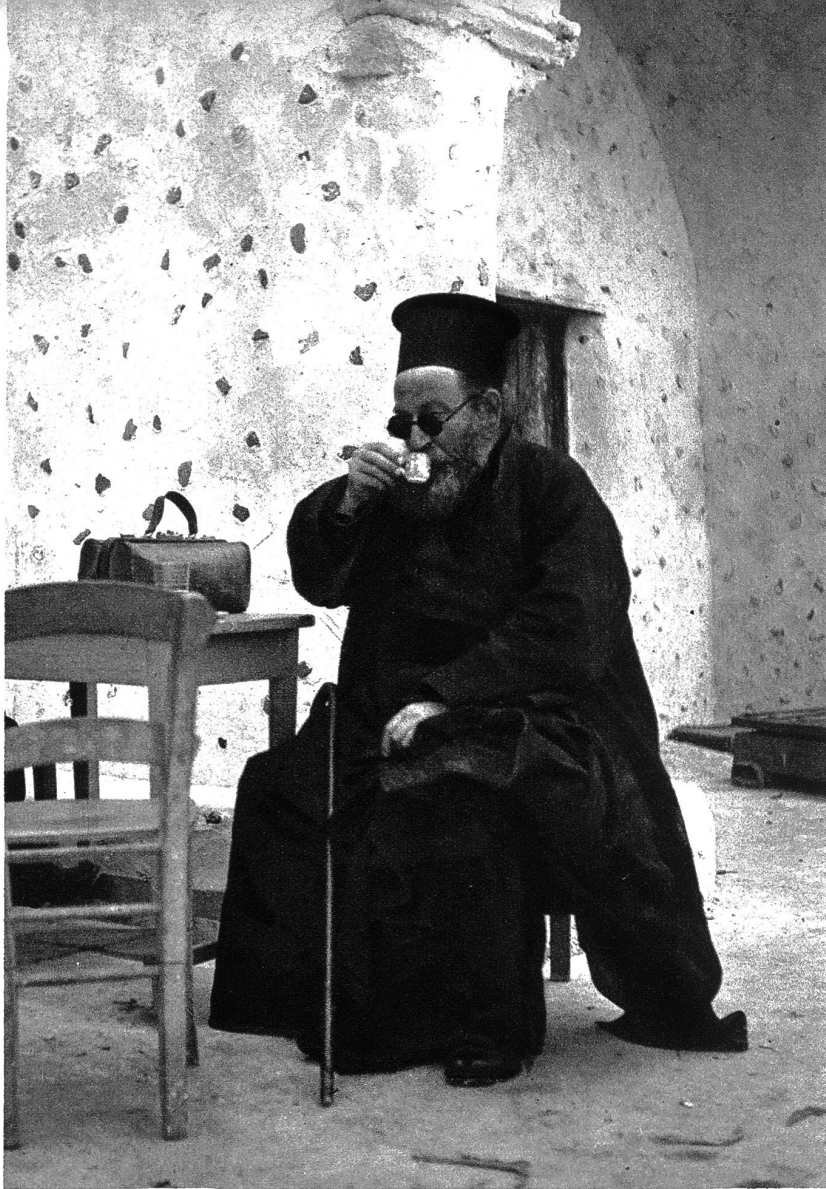
Blick auf die Häuser am Landungssteg von Santorin. Im Zickzack führt ein breiter Weg in das Städtchen hinauf, das wie ein altes Räubernest die Kuppe der Berge zielt.



Kein Auto, überhaupt kein einziges Motorfahrzeug ist auf der Insel möglich. Die Wege sind meistens steil und holprig, darum werden ausschliesslich Esel zum Transport der Waren verwendet.

Die mit Kalk getünchten Flachdachhäuser weisen im Innern wenig oder gar keinen Komfort auf.





Der Pope verreist. Eine Stunde lang wartete er auf das Postschiff, trank hier und da ein Tässchen türkischen Kaffee und scheint zufrieden zu sein.

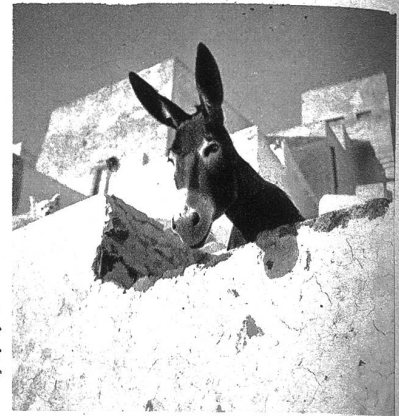
Dann verschwindet er. In meinem Zimmer ertappe ich die runde Frau, wie sie sich um die Wäsche in meinem Koffer interessiert. Ich rufe den Wirt, verlange die Rechnung. Es gibt Krach. So geht es eben. Man nimmt Abschied und landet irgend anderswo. In einem Restaurant, wo Holländer wohnen, finde ich ein Zimmer. Abends darf ich am Kochherd selber einen großen Fisch und eine Röstli mit Spiegeleiern braten. Hier am warmen Feuer erzählt mir der Wirt allerhand von der Insel. Die Menschen sind arm wie Kirchenmäuse.

Drei Tage strich ich durch diese Kraterinsel. Dann erschien wieder das Postschiff, und zurück ging es nach Piräus. Wieder

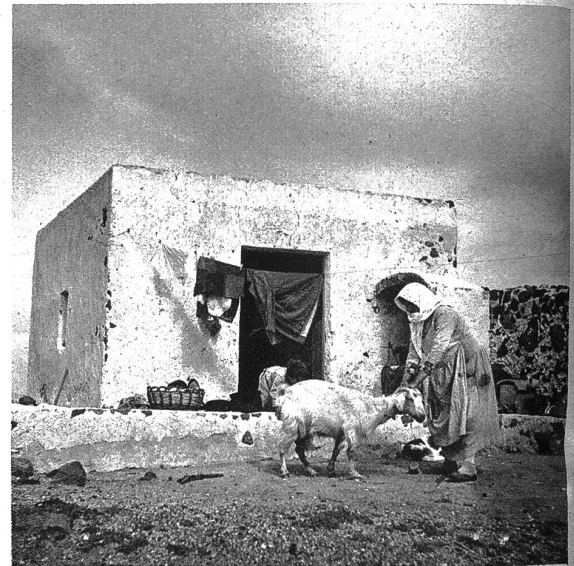
Auf Santorin wird ständig Bimsstein und Sand für Putzmittel gewonnen.



In Säcken verpackt wird der Roh-Bimsstein zur Weiterverarbeitung auf die Schiffe nach dem Festlande verladen.



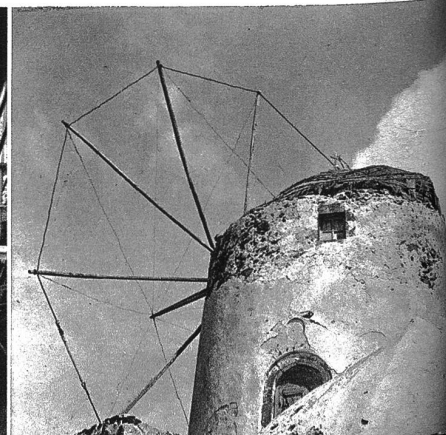
Gutmütig blickt er über die Gartenmauer auf das weite Meer hinunter.

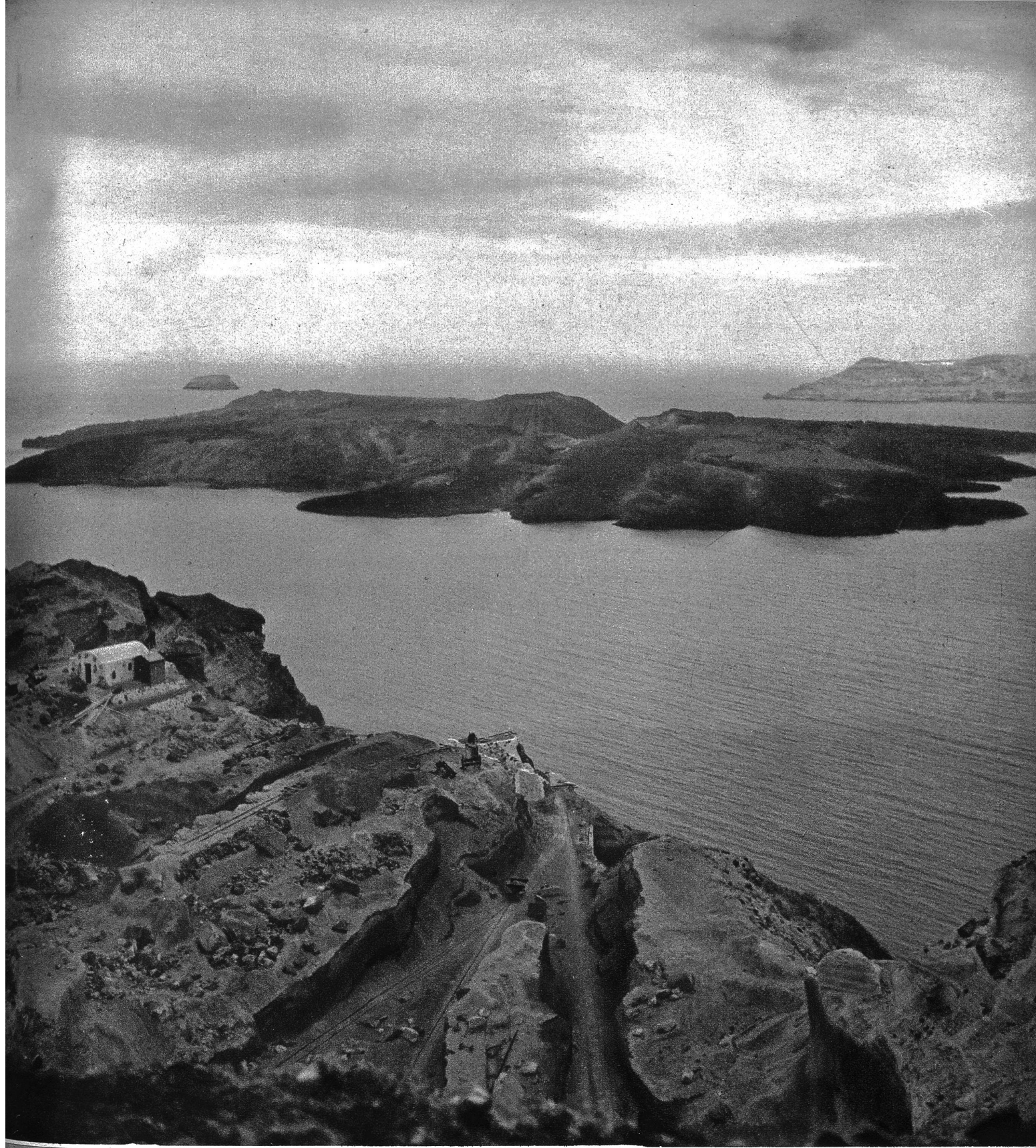


Der ganze Haushalt samt Hühnern und Ziege haust in einem einzigen Raum.

hatte ich ein Stücklein neuer Erde kennen gelernt. Und gerne erinnere ich mich dieser drei schönen Tage auf Santorin. Mitten in tiefblauen Fluten liegt die Insel und von den Höhen aus hat man oft einen wunderbaren Weitblick. Wie wohl es einem tut, einige Tage fern von allem Motorenlärm zu verbringen, wie fein es doch ist, nicht immer in Aengsten sein zu müssen, daß einem die Knochen kaputtgefahren werden im Straßenverkehr. Und eines Tages sitzt man dann wieder mitten im Lärm und weiß nichts mehr anderes und ist auch hier wieder heimisch.

Bild und Text von Paul Senn, Bern





Die interessanteste Aufnahme, nordwärts gesehen von der Höhe von Santorin. Im Jahre 1925 stieg aus dem Innenmeer ein neuer Vulkan empor, brannte und spuckte fast ein Jahr lang und setzte die Inselbewohner in Schrecken. So ist in den Kaymeni-Inseln eine neue, zwar heute noch unbewohnte Insel entstanden.